

Christoph Kann (Hg.): *Isti moderni*. Erneuerungskonzepte und Erneuerungskonflikte in Mittelalter und Renaissance (Studia humaniora 43), Düsseldorf: Droste 2009, 340 S., ISBN 978-3-7700-0853-7.

Der vorliegende Sammelband setzt sich das Ziel, den im Wesentlichen durch E. Gössmann und A. Zimmermann bereits 1974 erreichten Forschungsstand zur Frage nach dem Umgang mit Neuheit und Modernität im Mittelalter und der Renaissance durch weitere Beiträge zu verbreitern und zu vertiefen, nicht aber zu überbieten (S.14). Diese relativ bescheidene Zielsetzung erklärt sich u. a. aus dem notwendigerweise recht disparaten Charakter, den die Ergebnisse einer Ringvorlesung am Düsseldorfer „Forschungsinstitut für Mittelalter und Renaissance“ im WS 2005/06 aufweisen, selbst wenn diese Ergebnisse – wie im vorliegenden Fall – um einige weitere Publikationen ergänzt werden. Andererseits ermöglicht es eine Ringvorlesung, gerade weil sie nicht unter dem Diktat der Vollständigkeit steht, exemplarisch zu zeigen, wie das zu behandelnde Thema aus der Sicht verschiedener Disziplinen angegangen werden kann, und legt so die Vielzahl an Zugängen offen, die der gegenwärtigen Mediävistik zur Verfügung steht.

Das gelingt im vorliegenden Band insgesamt auf eindrucksvolle Weise, und zwar gerade deswegen, weil die Beiträge aus den jeweiligen Disziplinen meist ein recht breites Thema unter dem Gesichtspunkt der Frage nach der Generierung und Bewertung von Neuem angehen. Das gilt insbesondere für die Beiträge von Johannes Laudage zur karolingischen Renaissance, von Barbara Haupt zur Rolle von Festen für ein neues Selbstverständnis des Adels, von Rudolf Hiestand zur Magna Carta (und zur Goldenen Bulle), von Christoph Kann zu *auctoritas* und *ratio* sowie der Stellung des Mittelalters in der Philosophiegeschichte, von Marten Hoenen zum Konflikt zwischen antiqui und moderni im 14. und 15. Jahrhundert sowie von Jürgen Wiener zum Zusammenhang von Kunstverständnis und Bezahlung um 1300. Diese Beiträge sind für einen recht breiten Leserkreis insofern von Interesse, als sie den Forschungsstand zu ihrem Thema vertiefend aufgreifen und damit zugänglich machen. Nicht weniger kundig, aber thematisch stärker fokussiert arbeiten Mechtild Dreyer zur Boethius-Rezeption des 12. Jahrhunderts und Isabelle Mandrella zum Neuheitskonzept bei Cusanus, während Hans Heckers Studie zu einem Modernisierungskonflikt in der russischen Kirchengeschichte, Vittoria Borsòs Überlegungen zur Innovation in der spanischen Renaissance (u. a. zu Cer-

vantes) und Willi Jungs Artikel zu Balzacs Mittelalterbild eher Randphänomene der mediävistischen Entwicklung abdecken. Keiner dieser Artikel ist ohne Relevanz, keiner ist langweilig, und man kann den vorliegenden Band schon insofern als Bereicherung der Forschung ansehen, als er zahlreiche neue Perspektiven vermittelt. Aus Raumgründen möchte ich mich hier aber darauf beschränken, auf eben hervorgehobenen Artikel einzugehen.

Johannes Laudage setzt sich mit der Frage auseinander, inwieweit man den Begriff „Renaissance“ auf das karolingische Bemühen um Bildung anwenden kann. Nach einer differenzierten Würdigung der schwierigen Quellenlage kommt er dazu, diesem Begriff ein gewisses Recht einzuräumen, insofern die von kleinen Zirkeln initiierte Bildungsreform durchaus eine gewisse Breitenwirkung erreichte, die zwar nicht zur Herausarbeitung einer autonomen Persönlichkeit, doch zu einer Würdigung des Menschen im Diesseits anregte. Ein gelehrter und kluger Beitrag, der die schwierige Frage nach Begriffen und Etiketten souverän durchspielt.

Barbara Haupt beschäftigt sich mit dem Zusammenhang von höfischer Kultur, ihrer literarischen Darstellung und einem neuen Selbstverständnis bzw. dem Bewusstsein davon. Sie zeigt an mehreren literarischen Beispielen, wie die säkulare Prachtentfaltung bestimmter Höfe und die damit zusammenhängende Minnekultur zur Erkenntnis des Eigenwerts säkularer gesellschaftlicher Züge beitragen, die z. T. auf theologische Kritik stießen. Dies sind eindrucksvolle Überlegungen zum Verhältnis von Literatur und gesellschaftlicher Wahrnehmung.

Rudolf Hiestand vergleicht in dem vielleicht spannendsten Beitrag des Bandes die historischen Umstände und die gesellschaftliche Wirkung von Magna Carta und Goldener Bulle. Insbesondere die Ausführungen zur Magna Carta sind von großem Interesse, führt Hiestand doch deren dauernde Wirkung auf ihre gesellschaftliche Verwurzelung und ihre mehrmalige aktualisierende Umgestaltung zurück. Insbesondere zeigt er, dass allein schon die Forderung der angelsächsischen Barone nach Verbriefung ihrer traditionellen Rechte als Neuerung gelten muss, die insbesondere durch die Promulgierung der Schriftlichkeit durch im römischen Recht geschulte Berater des Königs provoziert wurde: Erstmals wurden in der Magna Carta traditionelle Freiheitsrechte des Adels verbrieft – und damit der Schutz der Persönlichkeit als Rechtsgut in der europäischen Jurisprudenz verankert. Diese Überlegungen weisen vermutlich stärker als alle anderen Aspekte des Bandes auf die Neuerung hin, die eine humanistisch orien-

tierte europäische Kultur im Mittelalter erfahren hat, und sollten vor diesem Hintergrund Anregung zu weiterer Forschung geben, insbesondere auch hinsichtlich ihrer Verbindung mit philosophischer Begrifflichkeit.

Jürgen Wiener zeigt, wie sich im 13. Jahrhundert zunehmend eine Differenzierung der Bezahlung von Künstlern bzw. Baumeistern herausbildete, welche „die Grundlage für die bis heute anhaltende Kluft zwischen dem Superstar und dem sprichwörtlich armen Künstler“ darstellte (S. 178f.). Sein Beitrag ist aber auch insofern interessant, als er zeigt, wie bereits im Mittelalter große Bauprojekte zugleich Konjunkturprojekte für die regionale und städtische Wirtschaft darstellten.

Christoph Kann wendet sich gegen die noch immer erschreckend weit verbreitete Ignoranz gegenüber dem Mittelalter als philosophisch prägender Epoche, die von noch immer geliesenen Autoren wie Hans Albert und Whitehead genährt wird. Demgegenüber verweist er völlig zu Recht auf die große Rationalisierung der mittelalterlichen Wissenschaft, aber auch auf den großen Schatz an Ideen, der den mittelalterlichen Autoren in Form diversester und wechselnder Autoritäten zur Verfügung stand. Damit wird nichts grundlegend Neues gesagt, doch das Bekannte in einer Deutlichkeit ausgesprochen, der man gerade viele nicht-medievalistische Leser wünscht.

Marten Hoenen zeigt einerseits, wie sehr die Universitäten des 15. Jahrhunderts mental und wissenschaftsgeschichtlich von dem Gegensatz zwischen *antiqui* und *moderni* geprägt waren. Andererseits geht er auch vertieft auf die philosophischen Ursachen dieser Trennung und ihren wirklichen oder doch angenommenen theologischen Auswirkungen ein. Im Mittelpunkt steht hierbei die Ansicht einiger *moderni*, Sätze seien stets generell entweder wahr oder falsch, ohne dass man – wie traditionell angenommen – zwischen verschiedenen Bedeutungsebenen von Wörtern unterscheiden könne. Die hieraus entstehenden theologischen Schwierigkeiten – dass etwa der Unterschied zwischen den drei Personen in Gott genauso „unendlich“ sei wie jede der drei Personen – versuchen die *moderni* zu umgehen, indem sie sich für viele Fragen letztlich doch wieder auf traditionelle Überlegungen und theologische Zeugnisse stützten. Eine neuartige wissenschaftliche Auffassung trug so zur Herausbildung eines eigenständigen gesellschaftlichen Subsystems „Wissenschaft“ bei, das aber in dieser Spezialisierung keine allgemeine Akzeptanz mehr fand. Der Beitrag zeigt auf instruktive Weise, wie komplex wissenschaftliche Neuerungen mit gesellschaftlichen Veränderungen interagieren.

Isabelle Mandrella geht in ihrem Beitrag zu Cusanus exakter als die anderen Autoren an dessen Texten entlang, entfaltet jedoch inhaltlich ein breites Panorama, in dem sie drei Bedeutungen von „Neuheit“ bei Cusanus identifiziert: eine provokative, eine exemplarische und eine methodische. Damit geht sie in gewisser Weise über ihren Autor hinaus und wagt einen philosophischen Blick auf wichtige Aspekte der Thematik des Bandes.

Diese kurze Übersicht über einige Beiträge des Bandes unterstreicht hoffentlich das eingangs genannte positive Urteil. In Anbetracht des prekären Rufs, den thematisch locker gegliederte Sammelbände heute teilweise als „Massengrab“ genießen, lässt der vorliegende Band gut erkennen, welchen Wert die Zusammenführung von differenzierten Stellungnahmen erfahrener Wissenschaftler haben kann. Gerade für die Mediävistik unterstreicht er zudem, wie sehr die Perspektive des Einzelnen durch interdisziplinäre Einbettung profitieren kann.

Jena

Matthias Perkams

Dorothea Kullmann (Hg.): *The Church and Vernacular Literature in Medieval France* (Toronto Studies in Romance Philology 1), Toronto: Pontifical Institute of Medieval Studies 2009, viii, 296 S., ISBN 978-0-888-44165-2.

Wer aufgrund des ersten Titelbegriffs meinen sollte, hier lägen Untersuchungen zum amtskirchlichen Umgang mit der alt- und mittelfranzösischen Literatur vor, etwa Kritik an der Artusdichtung oder der Liebeslyrik (beides gab es), wird enttäuscht sein. Denn die

Beiträge beschränken sich rein auf den literaturwissenschaftlichen Diskurs, auf die Mitarbeit von Historikern bzw. Kirchenhistorikern hat die Herausgeberin vollständig verzichtet und damit allerdings eine Chance veran.

Nachdem sie in der Einleitung die einzelnen Aufsätze kurz vorgestellt hat, bringt sie die folgenden Beiträge zum Druck, die bei einer Tagung in Toronto (2007) vorgetragen worden sind:

Maria Selig, *L'Église et le passage à l'écrit du vernaculaire dans le Nord de la France au IXe siècle* (15ff.), wendet sich gegen die Hypothesen von Cerquiglini und Banniard, die nordfranzösische Kirche der Karolingerzeit habe bewusst und konzertiert die Verschriftlichung der Volkssprache in Angriff genommen; vielmehr sei von unabhängigen Einzelfällen („Straßburger Eide“ usw.) auszugehen. Schon hier wird der bereits monierte Verzicht auf die Einbeziehung der Kirchengeschichte negativ